



Sperrfrist:	26.05.2005; 11:00 Uhr
Programmbereich:	Themenbereich 1: Wie können wir glauben?
Veranstaltung:	Werkstatt Gemeinde: Kirche von heute für Leute von morgen?
Referent/in:	Abromeit, Dr. Hans-Jürgen (Bischof)
Ort:	Expowal, Chicago Lane 9
Programm Seite:	119

30. Deutscher Evangelischer Kirchentag, 25. bis 29. Mai 2005 in Hannover

Werkstatt Gemeinde, Donnerstag, 26.5.2005 (Titelfolie)

Kirche von heute für Leute von morgen?

Spirituell-geistliche Visionen

In der letzten Woche bin ich in eine Männerrunde geraten. „Aber, was ich Sie eigentlich fragen wollte: Wie sehen Sie die Zukunft der Kirche?“ Und ich habe ungefähr so geantwortet: „Wir werden noch einige Jahre durch eine Zeit der Krise gehen. Aber grundsätzlich ist mir um unsere Kirche nicht bange. Weltweit wächst die Kirche im Moment wie noch nie, seit dem es Kirche gibt. Die Menschen haben ein großes Verlangen nach Überschreitung des Vorfindlichen, eine Sehnsucht nach Transzendenz, einen Durst nach Gott und Ewigkeit. Der Mensch scheint auf ein großes Du angelegt zu sein. Tief innen ist in uns die Hoffnung eingegraben, dass mit dem Tod nicht alles aus ist. Und offensichtlich ist der christliche Glaube für immer mehr Menschen eine überzeugende Antwort auf ihre Fragen und Sehnsüchte. Warum sollte das nicht in Pommern gelten?“

Aber offensichtlich bringen viele gerade hier bei uns die Kirche nicht in Verbindung mit ihrer Suche nach Orientierung und einem Halt im Leben. Es wird gerade in den nächsten Jahren darauf ankommen, dass wir die evangelische Kirche so aufstellen, dass sie im Horizont der Menschen als Trägerin einer überzeugten Antwort auf ihrer Suche nach Sinn und Orientierung erscheint.“

Aber nach wie vor braucht der Mensch Sinn und Orientierung und da ist die gute Botschaft von dem Gott, der in diese Welt hineingekommen ist, der in Jesus Christus Leib geworden ist, der das Menschsein in seinen Höhen und Tiefen körperlich erfahren hat und deswegen wie kein anderer uns in unseren Problemen und Nöten beistehen kann, nach wie vor eine unüberbietbar gute Botschaft. Dieser Jesus Christus ist geistig, im Geist Gottes auch heute unter uns anwesend und schenkt uns Anteil an der Wirklichkeit Gottes. Dieses pulsierende Leben beginnt jetzt und geht in Ewigkeit nicht zu Ende. Diese Botschaft ist unüberbietbar,

spannend und einladend. Leider bringen viele Außenstehende die verfasste Kirche mir ihr nicht in Verbindung.

Der gesunde Menschenverstand weiß, warum es Familien, Ehen, freie Vereinigungen oder den Staat gibt. Eine Familie schafft in erster Linie einer neuen Generation einen Lebensraum, in dem Kinder Nähe und Zuneigung erfahren, Verantwortung und Herausforderungen erproben können. Die Ehe schenkt Geborgenheit, weil Mann und Frau sich gegenseitig ergänzen, achten und lieben können. Diese Lebensgemeinschaft bildet die Basis für die generationenübergreifende Familie. Freie Vereinigungen, Bewegungen, Nicht-Regierungs-Organisationen (NGOs) sind notwendig, um in einer Zivilgesellschaft bestimmte Ziele zu verwirklichen und Veränderungen herbeizuführen. Parteien suchen für abgesprochene Programme und Personen Mehrheiten. Der Staat hat die Aufgabe, einen Rahmen zu gewähren, innerhalb dessen Menschen in Frieden und Gerechtigkeit miteinander leben können. Doch wozu ist die Kirche gut? Hat sie ein eigenes Wesen neben dem Staat oder NGOs? Immer wieder ist die Kirche angefochten, sich mit anderen Gemeinschaften, besonders dem Staat, zu verbinden. Seit Konstantin dem Großen über Karl den Großen bis hin zu den Preußen und in unsere Gegenwart gibt es viele Beispiele für die unselige Verbindung von Thron und Altar. In der Regel versprach sich die Kirche davon einen Machtzuwachs, nahm aber viel zu spät wahr, dass ihre Glaubwürdigkeit darunter litt. Die heute gern gesuchte Nähe zwischen Kirche und NGOs ist ebenfalls nicht unproblematisch. Die Kirche Jesu Christi ist keine Naturschutzorganisation, keine Befreiungsbewegung und keine Vereinigung zur Betreuung von sozial Schwachen. Obwohl es in der Gestaltung des kirchlichen Lebens gewiss viele Berührungen zu solchen Bewegungen gibt, ja sogar teilweise eine Gleichheit mit deren Zielen festzustellen ist, entspringt die Kirche ganz anderen Quellen. Was aber ist ihr unverwechselbares Profil?

Der farbige Journalist, Komponist und Saxofonist James McBride erzählt in seinen Erinnerungen, wie er als eins von zwölf Geschwistern aus der Ehe einer Jüdin mit einem farbigen Pastor in der Mitte des letzten Jahrhunderts seinen Weg finden musste. Seine Mutter, die gemeinsam mit ihrem Mann, einem schwarzen Baptistenprediger in den 50er Jahren in Brooklyn (New York) eine Gemeinde gegründet hat, weiß, worauf es bei der Gemeindeentwicklung ankommt. Sie ist zu einer Expertin für den Aufstieg und den Niedergang von Gemeinden geworden. Sie weiß auch, warum manche Gemeinden auf der Stelle treten: „Diese neuen Geistlichen haben keine Vision mehr.“ Ihr Mann, der 1954 die New Brown Memorial Baptist Church gründete, hatte eine Vision. So fragt sie ihren Sohn: „Du hättest auch Pfarrer werden sollen. Hast du das jemals überlegt? Aber man muss vorausschauend sein. Und man braucht eine Vision. Hast du eine Vision?“ Ihr Sohn ist ehrlich und antwortet: „Wahrscheinlich habe ich keine.“ Darauf die Mutter: „Na, wenn du keine hast, dann solltest du Gott auch nicht auf die Nerven fallen.“¹

Was ist eine Vision? – Eine Vision ist nicht der Traum eines Theologen. Hans Walter Wolff, ein Kenner der alttestamentlichen Prophetie beurteilt dies so: „Man muss die Träume der falschen Propheten und die Visionen der rechten Propheten scharf unterscheiden. So scharf wie eigene Wünsche und Gottes Willen. In der prophetischen Gotteserfahrung muss der eigene Wille wenigstens ebenso überwunden werden, wie die Wünsche der Zeitgenossen.“² Wünsche und Träume von Theologinnen und Theologen sind zu unterscheiden von der von Gott geschenkten Sicht. Im Unterschied zum Traum geht eine Vision auf Inspiration durch Gott zurück.

¹ James McBride, Die Farbe von Wasser. Erinnerungen, Taschenbuchausgabe München 2001, 275 u. 281.

² Hans Walter Wolff, Zur Gotteserfahrung der Propheten, in: Studien zur Prophetie. Probleme und Erträge, München 1987, 33.

Heute ist zu beobachten, dass Begriffe, wie „Vision“ und „Mission“ in die Betriebswirtschaftslehre ausgewandert sind. Jede Unternehmensentwicklung braucht, wenn sie gelingen soll, solch tragende Leitideen. Im „Handbuch der Wirtschaftsethik“ wird zum Thema „Unternehmensphilosophie“ ausgeführt, dass die unternehmerische Vision am Anfang aller Überlegungen des Managements steht. Aus betriebswirtschaftlicher Sicht zielen Visionen „auf eine eingebungsartige Wesenserfassung ab, zu der eine Zukunftsbezogenheit tritt“³. Die Vision nimmt eine denkbare Situation, die in der Zukunft eintreten oder herbeigeführt werden könnte, geistig vorweg. Dieses Bild wird von Individuen erschaffen. Zur betriebswirtschaftlichen Definition einer Vision gehört nach Rudolf Mann dreierlei: Zum einen ein visionäres Zukunftsbild. Dieses Bild – das ist das Zweite – vermittelt Sinn und mobilisiert drittens Lebensenergie.⁴ Das ist auch für uns als praktische Theologen und Theologinnen lehrreich. Wir brauchen die Erfahrung, dass das, was wir tun, Sinn macht. Eine Lehre, die nur richtig ist und nicht zugleich Lebensenergien mobilisiert, genügt angesichts vielfacher Frustrationen und eines weit verbreiteten Burn-out-Syndroms nicht. Allerdings lässt sich eine Vision nicht erzwingen. Sie wird einem vielmehr geschenkt. Große unternehmerische Leistungen werden von solchen Visionen beflügelt und getragen. Wir haben mit einem kleinen Arbeitskreis eine Schrift herausgebracht über „Spirituelles Gemeindefmanagement“.⁵ Erwachsen ist sie aus einem Kurs, mit dem wir eine Ausbildungsidee in die Tat umsetzen wollten. In dem Glossar zu diesem spirituellen Gemeindefmanagement haben wir es so formuliert: „Eine Vision ist eine bildhafte Vorstellung der Zukunft. Bezogen auf Spirituelles Gemeindefmanagement heißt das, eine Vision ist eine inspirierende Gesamtschau von Gemeinde, die uns durch die Schrift von Gott geschenkt wird. [...] Die Ausbildung zum Spirituellen Gemeindefmanagement hat die Erschließung und Vermittlung von Visionen als Schwerpunkt.“

Die Leute heute und morgen

Stichworte zur Situation: Individualismus-Erlebnisgesellschaft-Resentiment

Individualismus

Die Lebenswelten, in denen Menschen heute leben, haben sich unwiederbringlich individualisiert und pluralisiert. Die Vorstellungen, wie wir heute Kirche denken und gestalten, stammen allerdings noch aus einer anderen Zeit und spiegeln die innere Struktur einer geschlossenen Gesellschaft wider. Ich werde deswegen im Folgenden kurz die so genannte „funktionale Differenzierung“⁵ darstellen. In diesem Zusammenhang wäre auch das Auseinandertreten von Staat und Kirche besonders zu bedenken, das für uns heute zwar seit langem als Tatsache selbstverständlich ist, in unserer Mentalität sich aber noch nicht entsprechend niedergeschlagen hat.

³ Knut Bleicher, Unternehmensphilosophie: Visionen und Missionen eines normativen Managements, in: Handbuch der Wirtschaftsethik, Bd. 3: Ethik des wirtschaftlichen Handelns, hg. im Auftrag der Görres-Gesellschaft von Wilhelm Korff u.a., Gütersloh 1999, 165-188, 177.

⁴ Vgl. ebd. mit Verweis auf Rudolf Mann, Das visionäre Unternehmen. Der Weg zur Vision in Zwölf Stufen, Wiesbaden 1990, 5.

⁵ Vgl. zu dem ganzen Problemkreis die komplexere Deutung Michael Welkers, die er im Gespräch mit Jürgen Habermas und Niklas Luhmann in dem Beitrag: „Kirche im Pluralismus und der Pluralismus des Geistes“ in: ders., Kirche im Pluralismus, Gütersloh 1995, 11-36, vornimmt.

Die Industrialisierung, ihre Begleitumstände und Folgen haben die Gesellschaftsstruktur maßgeblich verändert. Die Auswirkungen dieser Veränderungen trafen bis vor wenigen Jahrzehnten nur jeweils einen Teil der Gesamtgesellschaft. Die Lebensbedingungen zwischen Stadt und Land variierten erheblich. Durch den Einfluss der elektronischen Medien sind diese Unterschiede in den letzten Jahrzehnten fast eingeebnet worden. Die Völker- und Menschenverschiebungen infolge der politischen Ereignisse des vergangenen Jahrhunderts taten ihr Übriges, um auch die letzten geschlossenen Milieus in unserer Gesellschaft aufzuheben.

In idealtypischer Vereinfachung können wir deswegen heute zwei Grundformen unterscheiden, in denen sich die Lebenswelt vor der Industrialisierung (also etwa bis vor 1800, in ländlichen Gebieten bis ins 20. Jahrhundert hinein) und in unserer Gegenwart für das Individuum konstituiert. [...] Im alten Typus der geschlossenen Gesellschaft wurden die Grundbedürfnisse des Lebens in Haus und Nachbarschaft als einem einheitlichen Sozialzusammenhang befriedigt. Hier fand der oder die einzelne Nahrung, Kleidung und Behausung, sexuelle Befriedigung und seinen bzw. ihren Platz in der Gemeinschaft. Haus und Hof boten sowohl eine Lebensgemeinschaft als auch ökonomische Sicherung. [...] Familiäre, religiöse, ökonomische und politische Grundfunktionen der Gemeinschaft wurden in dieser Gesellschaft weitgehend ungetrennt wahrgenommen. In der Regel waren auch Wohnort und Arbeitsplatz identisch.

Die Kirche erscheint in diesem sozialen Zusammenhang als eine aus einem sozialen Geflecht heraus lebende Gemeinschaft am Ort. Der sonntägliche Gottesdienst wie die Feier der Kasualien bei besonderen Ereignissen (Geburt, Erwachsenwerden, Hochzeit, Tod) können eine soziale Kommunikationsgemeinschaft voraussetzen. Der christliche Glaube stiftete in dieser überschaubaren Welt ein einheitliches Wertesystem und die Ordnung der Dinge.

[Abbildung 1 aus Porta]

Die grundlegende Öffnung der geschlossenen Gesellschaft begann durch die Herauslösung der Erwerbsarbeit aus dem übrigen Lebenszusammenhang. Die industrielle Revolution erforderte eine zunehmende Spezialisierung, schaffte aber auch neue, bisher nie dagewesene ökonomische Möglichkeiten. Unterschiedliche Funktionen der Gesellschaft siedelten sich in jeweils anderen Orten an, entwickelten und spezialisierten sich, so dass sie zum Schluss nur noch professionell, d.h. in einem eigenen Beruf ausgeübt werden konnten. Was früher in Haus und Hof beisammen war, verteilt sich nun auf viele verschiedene Orte. [...]

[Abbildung 2 aus Porta]

Die Erfahrungen, die Menschen – vielleicht sogar in der gleichen Straße oder im gleichen Wohnhaus – machen, sind heute so unterschiedlich, dass die Lebenswelten, in denen diese Menschen existieren, [...] manchmal kaum noch kompatibel sind. [...] Der traditionelle Zentralbereich des Lebens, verstanden als Familie, als eine Lebensgemeinschaft von Erwachsenen und Kindern, reduziert sich in der Gegenwart infolge sozialer Umweltzerstörung personell und [...] funktional. Gemeinsame Zeit wird knapp. Man wohnt und schläft noch am selben Ort, aber Begegnungen sind dort nicht mehr selbstverständlich. Sie müssen organisiert, ausgehandelt und gestaltet werden. Selbstverständlich ist hier nichts mehr. [...]

Das Essen, früher eine Grundgemeinsamkeit in der Familie als Primärzelle des Lebens, wird nur noch zum kleineren Teil auch gemeinsam eingenommen. Häufig bleibt – nach langem Ausschlafen – dafür nur der späte Sonntagvormittag als heiligste Zeit der neuen Familie übrig. Auch diese Entwicklung erschwert den traditionellen Gottesdienstbesuch. [...]

Die Erwerbsarbeit ist bis auf ganz wenige Ausnahmen ein selbständiger Bereich, in dem eigene Gesetzmäßigkeiten gelten. Im Berufsleben muss ich ganz anders meinen Mann oder meine Frau stehen, als es meiner Rolle in der Familie entspricht. [...]

Insgesamt erhalten die Freizeitbereiche ein immer größeres Gewicht. In unserem Zusammenhang ist wichtig, dass auch Kirche und Gemeinde sich in der modern-differenzierten Lebenswelt auf Freizeitangebote reduzieren. Stellten sie in der einheitlichen Lebenswelt noch ein Zentrum dar, so erscheinen sie in der Lebenswelt vieler heute als eine mögliche Option neben vielen anderen.

[...]

Sind die Lebenswelten so verschieden, dann ist es kein Wunder, dass man sich in der Gesellschaft als ganze auch nicht mehr versteht. Die Folgen sieht man z.B. am Gottesdienst in landeskirchlichen Gemeinden. Der Gottesdienst setzt eigentlich eine Kommunikationsgemeinschaft voraus. In großen Gemeinden, in denen zum Teil sogar mehrere tausend Gemeindeglieder dazugehören, ist eine solche Kommunikationsgemeinschaft aber unmöglich. Hier ist der Gottesdienst als Versammlung der Gemeinde eine Fiktion. Selbst ein gut vorbereiteter und geistlich gestalteter Gottesdienst kommt hier schnell an seine Grenze. Anders ist dies bei freikirchlichen, Personal- oder Richtungsgemeinden, deren Mitglieder mehr oder weniger aus dem gleichen Milieu stammen. Dort kann der Gottesdienst eher gelingen, weil er noch eine Kommunikationsgemeinschaft voraussetzen kann. Unsere Gesellschaft als eine individualisierte und pluralisierte Gesellschaft ist auch eine Milieugesellschaft geworden.

Erlebnisgesellschaft

In unserem Kulturkreis wird der größere Teil der menschlichen Arbeit nicht mehr aufgewandt, um die menschlichen Grundbedürfnisse zu stillen und das Leben zu sichern, geschweige denn, um das Überleben zu garantieren, sondern um Erlebnisse zu schaffen. Gerhard Schulze hat deswegen unsere Gesellschaft als „Erlebnisgesellschaft“ charakterisiert⁶. In einer Welt, in der (fast) alles nur noch Angebot ist und von mir gewählt oder abgelehnt werden kann, entscheiden Menschen auch durch aktive Beziehungswahl, mit wem sie ihre Zeit verbringen wollen. Sie „tendieren dazu, ihre sozialen Netzwerke primär nach dem Gesichtspunkt ähnlicher Erlebnisdisposition aufzubauen.“⁷ Man wählt sich Beziehungspartner aus einem Kreis von Menschen mit ähnlicher Sprache, Kleidung [...] oder ähnlichem Lebensstil. Dadurch entstehen nach dem Zerfall der traditionellen Großmilieus von Arbeiterschaft und des Bürgertums neue Milieus. Schulze unterscheidet folgende fünf Milieus, für deren Charakterisierung u.a. die Faktoren Alter und Ausbildungsabschluss wichtig sind:

⁶ Vgl. Gerhard Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt/New York ³1993. In der Darstellung folge ich Rudolf Roosen, Gemeindehaus vor dem Aus? Die Milieugesellschaft und die Reform der evangelischen Gemeindegemeinschaft, in: Deutsches Pfarrblatt, 97. Jahrgang, 1997, 63-67.

⁷ G. Schulze, a.a.O. 183.

Niveaumilieu: Die Angehörigen dieses Milieus sind in der Regel über 40 Jahre alt und haben eine höhere Bildung. Sie pflegen ihr Äußeres und kleiden sich konservativ. Sie legen wert auf gehobene Sprache, gute Umgangsformen und Qualität. Sie lieben klassische Kultur (Musik, Theater, Museum, Ausstellungen) und lesen überregionale Tageszeitungen. [...]

Integrationsmilieu: Die Mehrheit der zu diesem Milieu Gehörigen ist ebenfalls über 40 Jahre alt und hat einen mittleren Bildungsabschluss. Dieses Milieu liebt überhaupt keine Extreme. Geradezu typisch dafür ist seine Durchschnittlichkeit und das Streben nach Konformität. „Wichtigster Lebensbereich ist das Heim und die darum gezogenen konzentrischen Kreise – Haus, Garten, Küche, Nachbarschaftskontakte, angenehme Wohnumgebung, bei vielen auch kirchliches Leben und lokale Vereine. Dieser Orientierung entspricht eine eher misstrauische Haltung gegenüber Fremden und eine abwehrende Haltung gegenüber Neuartigem ... [...]“⁸ „Ein Angehöriger des Integrationsmilieus ... tritt nicht aus der Kirche aus, ist ein guter Nachbar, trifft sich im Verein, hält seinen Garten in Ordnung und vermeidet öffentliches Aufsehen, ohne sich zu verstecken.“⁹

Harmoniemilieu: Die Angehörigen dieses Milieus sind in der Regel über 40 Jahre und haben eine niedrige Schulbildung. Sie drücken sich einfach aus, sprechen häufig Dialekt. Dieses Milieu liest die Regenbogenpresse und die Bildzeitung. „Prototypen des Milieus sind die zur Miete wohnende Angestelltenwitwe, der ältere Arbeiter, das Rentnerehepaar, die Hausfrau im Billigmarkt mit ihrer Einkaufstasche auf Rädern ... [...]“¹⁰ Es liebt deutsche Schlager, Heimatfilme und das Fernsehquiz. Es hat Angst vor Unbekanntem und strebt vor allem nach Geborgenheit.

Selbstverwirklichungsmilieu: Bei den Angehörigen des Milieus, die in der Regel unter 40 Jahre sind und eine mittlere oder höhere Bildung haben, steht das Selbstverwirklichungsmotiv im Hintergrund ihres gesamten Verhaltens. Prototypen dieses Milieus sind Therapeuten, Sozialpädagogen, Lehrer, Designer, Architekten. Der Normalbürger wie jede Art von Autorität oder Hierarchie ist diesem Milieu verdächtig. „Typisch für das Selbstverwirklichungsmilieu ist der Grenzverkehr zwischen alltagsästhetischen Zeichen- und Bedeutungskosmen, zwischen Mozart und Rockmusik, Kunstausstellung und Kino, Kontemplation und Aktion ... Dank seiner Mobilität, seinem Drang nach draußen und seiner Neigung zur Selbstdarstellung besetzt das Selbstverwirklichungsmilieu unsere Alltagserfahrung stärker als jedes andere Milieu. [...]“¹¹

Unterhaltungsmilieu: Wer zu diesem Milieu gehört, ist in der Regel unter 40 Jahre alt und hat einen niedrigen Schulabschluss. „Es ist das Milieu der Fließbandarbeiterinnen, der Kfz-Mechaniker, der ungelerten Verkäuferin.“¹² Man ist action-orientiert und sucht Zerstreuung durch Freizeitkonsum im Kino, auf dem Fußballplatz, im Automaten salon, in der Videothek, bei Autorennen, im Fitness-Studio, der Diskothek oder der Kneipe. [...] „Uninteressant ist die komplizierte, mit kognitiver Arbeit verbundene Erfahrung, etwa in Form eines Leitartikels, einer Für und Wider abwägenden Analyse, einer längeren Rede, einer Fernsehdiskussion.“¹³

Schulze hat sein Milieumodell in den 80er Jahren in Westdeutschland entwickelt. Gewiss ist es nach fast zwei Jahrzehnten zu revidieren. Durch die Vereinigung Deutschlands haben sich neue Milieus entwickelt bzw. die Milieugrenzen verschoben. Die Angehörigen der einzelnen Milieus sind älter geworden und neue Milieus sind nachgerückt. Insgesamt macht

⁸ A.a.O. 309

⁹ A.a.O. 301.

¹⁰ A.a.O. 293.

¹¹ A.a.O. 312.

¹² A.a.O. 322.

¹³ A.a.O. 324.

Schulzes Analyse allerdings deutlich, dass man in einer pluralisierten Gesellschaft pauschale Aussagen über „die“ Gesellschaft nicht mehr treffen kann. Gleichzeitig gilt auch, dass Individualisierung als gesellschaftliche Entwicklung nicht alleine dasteht. Der Mensch ist zutiefst ein soziales Wesen und für die Gestaltung seines Lebens und Sinnfindung auf soziale Plausibilitätsstrukturen angewiesen. Er sucht deswegen Gleichgesinnte und Gleichempfindende. Dazu nutzt er die Möglichkeiten der freien Beziehungswahl, die ihm die moderne Gesellschaft in ihrer pluralisierten Form bietet.

Wenn Kirche und Gemeinde heute in die Gesellschaft hineinwirken wollen, müssen sie wahrnehmen, wie die Gesellschaft sich in einzelnen Milieusegmenten auseinanderentwickelt. Die Angehörigen der einzelnen Milieus bringen für die Vertreter anderer Milieus nur wenig Verständnis auf. Sie lieben das eigene milieuspezifische Verhalten und die entsprechende geistige Einstellung. Angehörige anderer Milieus werden abgelehnt. Schulze nennt die Gesamtgesellschaft „eine Struktur gegenseitigen Nichtverstehens“¹⁴.

Wer sich auf solche soziologischen Analysen einlässt, dem wird sofort klar, warum die traditionelle Kirchengemeinde, deren Mitgliedschaft durch die Kindertaufe erworben wird, heute relativ schlechte Karten hat. Der moderne Mensch hat eine Abneigung entwickelt gegen alle zugeschriebene und nicht frei entschiedene Zugehörigkeit zu Institutionen. Zum modernen Freiheitsgefühl scheint die zugeschriebene Mitgliedschaft in einer Kirchengemeinde nicht zu passen. Die Entstehung der Freikirchen ist ein Ausdruck auf diese Modernisierungstendenzen der Gesellschaft. Sie haben nur deswegen keinen größeren Zulauf, weil die Zugehörigkeit zu ihnen eine hohe Gegenleistung erfordert und ihnen in der Meinung des kirchlich nicht Gebildeten der Geruch des Sektiererischen anhaftet.

Ressentiment

Ein Ressentiment ist eine „auf Vorurteilen, Unterlegenheitsgefühlen, Neid o.Ä. beruhende gefühlsmäßige Abneigung“ (Fremdwörterduden).

Kirchenferne Menschen begegnen in der Regel der Kirche nicht neutral, sondern misstrauisch. Treffend hat Professor Dr. Wolf Krötke im Hauptvortrag zum Internationalen Hearing zum Institut für die Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung in Greifswald am 12. Juni 2003 die Situation beschrieben:

„Die ostdeutsche Glaubenslosigkeit ist eigentlich keine begründete Weltanschauung. Sie ist ein Klima, in dem die Menschen leben. Es stößt alles ab, was es stört. Wir können es deshalb ein Klima des Ressentiments gegen den Gottesglauben oder ein Klima der Gottesvergessenheit nennen.... Jenes Klima hat sich unterdessen schon seit Generationen aufgebaut. Es verdankt sich auch nicht allein der atheistischen Indoktrination und Repression, welche in der DDR auf die Menschen ausgeübt wurde. In Mitteldeutschland, wo ich groß geworden bin, gab es ein derartiges Klima unter der Arbeiterschaft schon lange vor der DDR. Heute ist es nicht bloß für eine soziale Schicht charakteristisch, sondern prägt das Leben des überwiegenden Teils der Bevölkerung auf erstaunlich dichte Weise. Es passiert immer wieder, dass Menschen regelrecht in Erstaunen ausbrechen, wenn sie auf einen Christenmenschen treffen. Obwohl die Kirche ja nicht wenig in den Medien präsent ist, und man eigentlich von daher dies und jenes über die Christen wissen müsste, dringt das nicht

¹⁴ A.a.o. 335.

auf haftende Weise in dieses Klima ein. ‚Ja, gibt es so etwas überhaupt noch?‘, hat mich ein Pankower aus Anlass des Ökumenischen Kirchentages gefragt.“¹⁵

Ohne dass sich dieses Klima des Ressentiments ändert, wird auch die Kirche mit ihrer Botschaft von Jesus Christus bei den Menschen in unserer Umgebung nicht landen können. Die Hauptfrage für eine Kirche, die missionarisch einladen möchte, lautet deswegen in unserer gegenwärtigen Situation: Wie können wir die gesellschaftliche Stimmung verändern?

Der Unterschied zwischen dem in unserer Gesellschaft herrschenden Klima und einem dem Glauben gegenüber aufgeschlossenen, positiven Klima ist mir bei meinem Besuch in der Zentraldiözese Singida der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania im Sommer d. J. bewusst geworden. In Tansania herrscht eine dem christlichen Glauben gegenüber sehr aufgeschlossene Atmosphäre. Man hat einfach in den letzten Jahrzehnten erfahren: Wo der Glaube an Jesus Christus ist, da hat die Gesellschaft Zukunft und hier gibt es Entwicklung. Bei der Mehrheit der Bevölkerung erscheint der christliche Glaube den afrikanischen Naturreligionen und auch dem Islam überlegen. Darum breitet er sich auch immer weiter aus. Das Wachstum der Evangelischen Kirche in Tansania ist gewaltig. Sogar die Regierung hat kürzlich die Protestanten aufgefordert, in der Mission nicht nachzulassen. Das rührt einfach daher, weil sie merkt, dass in den Regionen, in denen mehr Christen leben, Entwicklung möglich ist, während sie in überwiegend von Naturreligiosität geprägten Gebieten kaum beginnt. So hat die Kirche in Tansania gesellschaftlich weit mehr Anerkennung und Wertschätzung als wir das hier in unseren Breiten gewohnt sind. Dazu kommt, dass die evangelische Kirche in Tansania eine insgesamt junge und kraftvolle Kirche ist, bei der nicht nur Glaube und Hoffnung ihrer Menschen lebendig sind, sondern bei der auch etwa Dreiviertel ihrer Mitglieder unter 30 Jahre alt sind. Trotz vieler Fehler, die die Kirche auch in Tansania macht, lebt sie doch in einem Klima der Zustimmung.

Auch in unserer Region war der Ursprung des Christentums durch die Missionierung durch Otto von Bamberg einhergegangen mit einer Änderung des politischen Klimas. Als der christliche Glaube als zukunftsweisend empfunden wurde, schlug die Stimmung um und die Mehrheit der Bevölkerung orientierte sich neu. Also heißt m. E. für uns die wichtigste Frage: Wie kann das gesellschaftliche Klima von einem Klima mit Ressentiment zu einem Klima des Interesses und der Zustimmung verändert werden?

II. Kirche des Gekreuzigten und Auferstandenen

Wo immer Kirche wächst, kann sie nicht durch menschlichen Antrieb oder durch spirituelle Techniken hervorgerufen werden. Die reformatorischen Bekenntnisschriften fassen die biblische Theologie präzise zusammen: Gott hat „das Predigtamt eingesetzt, Evangelium und Sakrament gegeben, wodurch er, als durch Mittel, den Heiligen Geist gibt, welcher den Glauben, wo und wann er will, in denen wirkt, die das Evangelium hören, welches da lehrt, daß –wir durch Christi Verdienst, nicht durch unser Verdienst, einen gnädigen Gott haben, wenn wir solches glauben“ (Confessio Augustana = CA V). Die Kirche ist eine Schöpfung des unverfügbaren Wortes Gottes (creatura verbi). Mit den Medien der Verkündigung des Evangeliums und der Praxis der Sakramente schenkt Gott seinen Heiligen Geist. Der Heilige Geist ist unverfügbar. Er schenkt Glauben, „wo und wann er will“. Die Kirche Jesu Christi auf Erden ist aus dem Geist geboren, von Gott allein abhängig. Die Versammlung derer, denen

¹⁵ Wolf Krötke, Missionarisch-theologische Kompetenz in den neuen Bundesländern Deutschlands, in: EPD-Dokumentation Nr. 42 (13. 10. 2003) 5 – 12, 8.

Glauben geschenkt ist, ist die Kirche. CA VII betont: Sie ist „die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangeliums gereicht werden“ (CA VII). Das Stichwort „Versammlung aller Gläubigen“ zeigt, dass die Kirche immer auch einen konkreten, erfahrbaren Rand hat. Zu dieser Versammlung kann man hingehen, jeder kann sich an ihr ärgern oder an ihr freuen. Es ist eine Gemeinschaft von Menschen, an denen Gott gehandelt hat, die sich an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit versammeln. Ort und Zeitbezug bilden die Grundlage realistischer Theologie. Doch gibt es die christliche Kirche nicht in einer reinen Gestalt. Vielmehr leben in ihr „in diesem Leben viele falsche Christen und Heuchler, auch öffentliche Sünder“ (CA VIII). Darum unterscheiden die Reformatoren zwischen einer sichtbaren und einer unsichtbaren Kirche (*Ecclesia visibilis et invisibilis*). Weil die Kirche durch Wort und Sakrament ins Leben gerufen wird, kann dies gar nicht anders sein. Die Stimme der Predigerin oder des Predigers kann jeder hören. Das Wasser der Taufe ist allen sichtbar. Brot und Wein kann jeder schmecken. Ob aber der Geist Gottes durch die Verkündigung des Evangeliums und die Sakramente wirkt, ist von aussen her nicht sichtbar.

Die biblisch-reformatorischen Grundaussagen werden sehr schön dargestellt in den Gemälden des Reformationsaltars von Lukas Cranach dem Älteren in der Stadtkirche St. Marien in der Lutherstadt Wittenberg. Der Altar mit seinen vier Gemälden ist die anschauliche Darstellung des 7. Artikels der Augsburger Konfession von 1530. Kirche wächst dort, wo das Evangelium von der Liebe Gottes gepredigt und die Sakramente dargereicht werden. Alles hängt vom „Wort vom Kreuz“, von der schöpferischen Selbsthingabe Gottes im Sterben Jesu Christi ab. Über dem Altar steht: „There can be no other foundation beyond that which is already laid; I mean Jesus Christ himself.“ (1. Kor. 3,11). Die drei Hauptbilder des Altars, die die Taufe, das Abendmahl und die Beichte darstellen, ruhen auf einem anderen, kleineren Gemälde auf, das das „Wort vom Kreuz“ illustriert. Hier ist in einem sehr schlichten Kirchenschiff rechts Luther auf der Kanzel dargestellt. Ihm gegenüber steht und sitzt die Wittenberger Gemeinde, darunter auch der Maler Lukas Cranach, Luthers Frau Käthe und sein Sohn Hans. Die Bildmitte allerdings wird beherrscht von einer großen Kreuzesdarstellung Jesu. Zwischen dem Prediger und der Gemeinde steht der gekreuzigte Christus. Das Kreuz Christi steht in der Mitte. In dem Gekreuzigten findet die Kirche ihren Ursprung, ihre Grenze und ihre Kraft. Im Zentrum des christlichen Glaubens steht einer, der freiwillig den Weg des Leidens und Sterbens für andere gegangen ist. „Im Namen der Religion, im Namen der Politik, im Namen von zweierlei Recht, dem jüdischen und dem römischen, im Namen der öffentlichen Moral und Meinung ist der, ‚der von keiner Sünde wusste‘, verlassen, verurteilt, gequält und getötet worden.“ (M. Welker, *Kirche im Pluralismus*, Gütersloh 1995, 108). Wer sich im Glauben zu diesem Gekreuzigten stellt, muß die Bereitschaft mitbringen, gegebenenfalls mit ihm quer zu den Autoritäten von Religion, Politik, Recht, Moral und öffentlicher Meinung zu stehen. Die Kirche des Gekreuzigten wird sich von diesen Institutionen nicht um jeden Preis unterscheiden, vielmehr gegebenenfalls auch mit ihnen kooperieren. Sie braucht aber den Mut, allein auf ihn und nicht auf andere Institutionen zu vertrauen und die Bereitschaft, von ihm ihre Kraft zu beziehen. Der Gekreuzigte ist nämlich nicht am Ende. Das wehende Leichentuch zeigt, daß in diesem Sterbenden bereits die Kraft der Auferstehung wirkt.

Die Erinnerung an die reformatorischen Ursprünge von Kirche zeigt uns dreierlei:

Die Kirche kann nicht von Menschen gemacht werden. Die Kirche Jesu Christi ist ein Geschenk Gottes. Menschen können das Wachstum der Kirche aber sehr wohl verhindern.

Die Kirche gewinnt ihr Profil durch den Bezug auf Jesus Christus. Je mehr seine Botschaft in ihr deutlich wird, desto stärker muß sie bereit sein, Kirche des Gekreuzigten zu werden.

Die Kirche Gottes ist eine konkrete Gemeinde. Wenn die Kirche keine Fiktion sein soll, dann ist sie Gemeindekirche.

Kirche in der Kraft des Geistes

Matthäus 28, 16 - 20 gepredigt. Zu Recht ist dieser Abschnitt in den englischsprachigen Bibeln mit der Überschrift: „Die große Bevollmächtigung“ (the great commission) überschrieben:

„Aber die elf Jünger gingen nach Galiläa auf einen Berg, wohin Jesus sie beschieden hatte. Und da sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; etliche aber zweifelten. Und Jesus trat zu ihnen, redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

[Auslegung]

Kaum eine Vision kann umfassender sein als dieses Wort. Weil Christus alle Gewalt gegeben ist, sollen alle Menschen seine Jünger werden. Jedoch darf die Weise, Jünger zu machen, niemals und in keiner Weise der Botschaft widersprechen, die diese Jünger verbreiten sollen. Weil das Evangelium eine von Sünde frei machende Botschaft ist, muss der Weg des Jüngermachens ein Befreiungsprozess sein. Wie kann die Kirche Menschen in und für die Freiheit zu Jüngern Jesu Christi machen? Die große Bevollmächtigung Jesu gibt uns einige Hinweise:

Zuerst einmal ist es die Aufgabe der Kirche, den Namen Gottes bekannt zu machen. Gott, unser aller Schöpfer, ist nicht jedermann in unserem Land bekannt. Jesus Christus, der Retter der Menschheit, ist eine unbekannte Figur für viele Erwachsene und Kinder in dem Heimatland der Reformation. Der Heilige Geist, Berater, Tröster und Versöhner für alle, die glauben, ist von so vielen noch nie erfahren worden. Die Aufgabe der Kirche und jedes Christen ist es an allererster Stelle, den Namen Gottes bekannt zu machen.

Zweitens ist die Kirche dafür da, um zu taufen. Der Glaubende empfängt das Leben aus den Händen Gottes. Jeder Glaubende lässt sich von der befreienden Kraft des Heiligen Geistes prägen. Taufe ist der öffentliche Ausdruck und die Realisierung dieser Tatsache: Menschen leben nicht aus dem, was sie tun und produzieren. Sie leben aus dem, was sie von Gott empfangen – jeden Tag in dieser Welt bis zum Ende der Zeiten.

Drittens ist es die Aufgabe der Kirche zu lehren. Der christliche Glaube schließt besondere Glaubensinhalte ein. Den Glauben zu lehren und Orientierung für das alltägliche Leben zu geben ist unverzichtbarer Bestandteil jeglichen christlichen Dienstes und aller Missionsstrategien.

Diese drei Aufgaben, den Namen bekannt zu machen, zu taufen und zu lehren, kann die Kirche nicht aus sich heraus erfüllen. Diese drei Aufgaben müssen, können und werden allein wahrgenommen, weil die Kirche durch die Anwesenheit ihres Herrn dazu befähigt ist.

Seit der EKD-Synode in Leipzig 1999 hat sich das Gesprächsklima zum Thema Mission gewandelt. Einhellig hat die Synode erklärt:

„Von dieser Tagung der Synode geht das Signal aus: Die evangelische Kirche setzt das Glaubenthema und den missionarischen Auftrag an die erste Stelle, sie gibt dabei einer Vielfalt von Wegen und Konzepten Raum, ihr ist an der Kooperation und gegenseitigen Ergänzung dieser unterschiedlichen Wege und Konzepte gelegen.

Es hat eine Zeit gegeben, in der es den Anschein haben konnte, als sei die missionarische Orientierung das Markenzeichen nur einer einzelnen Strömung in unserer Kirche. Heute sagen wir gemeinsam: Weitergabe des Glaubens und Wachstum der Gemeinden sind unsere vordringliche Aufgabe, an dieser Stelle müssen die Kräfte konzentriert werden. Dabei gibt es keine Alleinvertretungsansprüche. Wir werden dem missionarischen Auftrag nur gerecht, wenn wir eine Vielfalt der Wege und Konzepte bejahen.“¹⁶

Auch unter uns sollte es keinen Streit darüber geben, ob Mission und Gemeindeaufbau das uns Gebotene ist. Wir sollten uns lediglich darüber verständigen, wie dieser Auftrag Jesu Christi am besten wahrgenommen werden kann. Da freilich stehen wir noch ganz am Anfang.

In der Kundgebung der Leipziger EKD-Synode ist ebenfalls eine treffende Definition dessen vorgelegt, was Mission ist:

„[1.] Wir haben den Auftrag, Menschen die Augen zu öffnen für die Wahrheit und die Schönheit der christlichen Botschaft. [2.] Wir wollen sie dafür gewinnen, dass sie sich in Freiheit an Jesus Christus binden und sich zur Kirche als der Gemeinschaft der Glaubenden halten. [3.] Diese Bindung geschieht grundlegend in der Taufe. Wer getauft ist, gehört fortan zu Christus.“¹⁷

Kirche als Gemeindekirche

Jesus rief das Gottesvolk zur Umkehr und begründete eine internationale Nachfolgemeinschaft.

[Kennzeichen des altl. Volk Gottes und der christlichen Volkskirche]

[Gemeindekirche: 1.Kor. 12, 4-11]

Der Apostel Paulus schreibt an die Gemeinde in Korinth: Es gibt verschiedene Gaben; aber es ist ein Geist. Und es gibt verschiedene Aufgaben (Dienste); aber es ist ein Herr. Und es gibt verschiedene Begabungen; aber es ist ein Gott, der alles in allen wirkt. Jedem einzelnen wird die Offenbarung des Geistes gegeben zum Nutzen aller; dem einen wird durch den Geist gegeben, von der Weisheit zu reden; dem anderen wird gegeben, von der Erkenntnis zu reden, nach demselben Geist; einem anderen Glaube, in demselben Geist; einem anderen die Gabe, gesund zu machen, in dem einen Geist; einem anderen die Kraft, Wunder zu tun; einem anderen prophetische Rede; einem anderen die Gabe, die Geister zu unterscheiden; einem anderen verschiedene Arten von Zungenrede; einem anderen die Gabe, die auszulegen. Dies alles wirkt derselbe eine Geist und teilt jedem das seine zu, wie er will.

¹⁶ Kundgebung zum Schwerpunktthema: „Reden von Gott in der Welt – Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle zum 3. Jahrtausend“, in: Leipzig 1999. Bericht über die 4. Tagung der 9. Synode der EKD vom 7. bis 11. November 1999, Hannover 2000, 643f.

¹⁷ A.a.O. 640.

Die Krise evangelischen Kirche ist nicht zu unterschätzen; aber die Stärke der Verheißung des Wortes Gottes übersteigt die Tiefe der Krise um ein Vielfaches. Wir in Deutschland sind aufgefordert, dem Wort Gottes neu zu trauen und der Verheißung zu glauben.

Kirchendistanzierte haben häufig den Eindruck: Die Kirche lebt nicht von
Aber Paulus zeichnet in unserem Predigttext eine andere Wirklichkeit. Da sind Viele, Unterschiedliche, die jeweils an ihrem Ort und mit ihren Gaben etwas einzubringen haben in das Ganze. Dieses Ganze nennt Paulus: Leib Christi. In dieser Gemeinschaft gibt es Menschen – Paulus nennt relativ zufällig, gerade das, was ihm in Anschauung seiner korinthischen Gemeinde in den Sinn kommt: Die eine, die aufgrund ihrer Lebenserfahrung raten kann, den andern, der elementar den Glauben aufschließen kann. Der dritte verspricht Zutrauen, ein anderer hat die Gabe, körperlich zu helfen, die nächste kann so beten, dass Wunder geschehen, ein anderer hat einen Durchblick durch die unüberschaubare Gegenwart und kann Orientierung geben. Ein anderer hilft, die religiösen Angebote und die Lebenshilfeversprechungen zu unterscheiden zwischen lebensförderlich und lebensabträglich. Schließlich gibt es in der Gemeinde auch solche, die einfach die Gabe haben, sich ekstatisch zu freuen und dann gibt es auch die anderen, die diese wieder auf den Boden herunterholen. Ein buntes Bild von einer Gemeinde im ersten Jahrhundert zeichnet der Apostel.

Aber ausschlaggebend bei all dem ist, dass das, was sich hier tummelt, einen gemeinsamen Ursprung hat. Es ist gewirkt von dem einen Geist Gottes, der Anteil gibt an Jesus Christus und der Jeder und Jedem das Seine zuteilt. Paulus bezieht die Vielfalt der Gemeinde zurück auf den Dreieinigen Gott. Vielleicht haben Sie es beim einfachen Lesen am Anfang nicht gemerkt, aber der Apostel hat sich seinen Einstieg in diesen Gedankengang offensichtlich sehr gut überlegt. Die vielgestaltige Einheit und die versöhnte Verschiedenheit in der Gemeinde haben ihren Ursprung im Dreieinigen Gott. Ich lese die Verse 4 bis 6 noch einmal in einer Übersetzung, die sich sowohl von Martin Luther und Klaus Berger hat anregen lassen:

„Es gibt verschiedene Gaben, aber es ist ein Geist.

Und es gibt verschiedene Aufgaben; aber es ist ein Herr.

Und es gibt verschiedene Begabungen; aber es ist ein Gott, der alles in allen wirkt.“

Der Trinität von Geist, dem Herrn Jesus Christus und dem Schöpfer Gott entspricht die Dreiheit von Gaben, Aufgaben und Begabungen. Das die Glaubensgemeinschaft bestimmende Prinzip ist der Geist Christi. Er führt verschiedene zu einem Leib zusammen. Vor Gott sind wir alle gleich. Und darum ist die Übersetzung Martin Luthers, der in Vers 5 von Ämtern redet, unpassend. Es geht in der Gemeinde Jesus Christi nicht um eine Ämterhierarchie, sondern um die Verschiedenheit von Diensten und Aufgaben. Vor Gott sind wir gleich, zugleich sind wir aber sehr verschieden nach den Gaben, die wir empfangen haben. In der Gemeinde Jesu Christi gilt nicht: Die Einen sind die Autoritäten und geben die Anweisungen und die anderen führen aus. Es gilt eben im Leibe Christi nicht: Die Einen lassen sich bedienen und die anderen dienen, sondern in diesem Leib trägt jeder an seiner Stelle seine eigene Verantwortung für das Ganze. Genau das ist der entscheidende Punkt im Bild vom Leibe. Der Dienst jedes einzelnen Gliedes ist für das Ganze wichtig. Fällt ein Glied aus, ist das Ganze gestört. Aber über diesen natürlichen Vergleich hinaus gilt ja noch mehr: Die Gabe, die Jede und Jeder bekommen hat, ist sein oder ihr „Anteil an der Herrschaft und der Herrlichkeit Christi“ (Ernst Käsemann). Wenn wir unsere Gaben von Gott bekommen haben und dies unser Anteil am Herrn ist, dann müssen wir einen spezifischen Dienst entsprechend unserer besonderen Berufung ausführen, sonst nehmen wir unseren Anteil am Herrn nicht wahr. Deswegen ist Gnadengabe immer auch Aufgabe. Eine nicht

wahrgenommene Gabe verfault und infiziert den ganzen Körper. Dann ist der Körper krank. Gnade ist nie etwas, auf dem ich mich ausruhen kann, sondern immer etwas, was aktiviert. Deswegen ist Dienst Gnade.

Hören wir im Worte Gottes von dieser Wirklichkeit der Gemeinde Jesu Christi und sehen wir gleichzeitig die Wirklichkeit unserer Kirche heute, dann verdichtet sich dieser Bibeltext für uns zu einer Leitfrage. Sie lautet: Welche Gestalt muss die Gemeinde heute annehmen, damit sie unter ihren gegenwärtigen Lebensbedingungen zu solchem Dienst fähig ist? (Gottfried Voigt, Bd. II, 271).

Wie kann unsere mit sich selbst beschäftigte Kirche wieder „gottvoll und erfahrungsstark“ (Paul M. Zulehner) werden?

Unter der Asche der Organisations- und Fassadenkirche glüht noch immer der Geist Gottes. Ja, dem heutigen Lebensgefühl entsprechen nicht eine verbindliche Mitgliedschaft und der regelmäßige Kirchgang. Es ist wahr, die Menschen wollen sich heute nicht binden. Wenn sie kommen, suchen sie das besondere, ultimative Erlebnis. Wie kann sich dann der Geist Gottes heute aufs Neue entfachen und als helle Flamme in unserer Kirche lodern? Bei Manchem bricht an dieser Stelle die Sehnsucht nach der guten alten Zeit auf, als die Kirche noch Volkskirche war und so gut wie jeder zu ihr gehörte. Das verbindet sich dann schnell mit der Hoffnung auf mehr Anerkennung als Kirche, auch mehr Prestige. Doch das ist nicht das Problem. Es geht nicht um die Sehnsucht nach der Herstellung früherer Machtentfaltung der Kirche, oder um das Buhlen nach größerer gesellschaftlicher Anerkennung, sondern allein um die Frage: Wie wird die Kirche zu dem ihr von Jesus Christus aufgetragenen Dienst fähig?

Auf diese Fragen antwortet der Apostel Paulus auf seine Weise. Durch die Sakramente Taufe und Abendmahl werden Menschen, die sich bisher fremd waren, zum „Leib Christi“ zusammengefügt. Wir werden „in Christus hinein getauft“, (vgl. Röm. 6, 3 f). Die Taufe ist die Inkorporation in den Leib Christi. An anderer Stelle sagt der Apostel „Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Jesus Christus. Denn wie viele von euch auf Christus getauft sind, die haben Christus angezogen.“ (Gal. 3, 26 f) So wie die Taufe unsere Mitgliedschaft am Leibe Christi begründet, so ist das Abendmahl die Erneuerung dieser Gemeinschaft: Wenige Verse vor unserem Predigttext erinnert Paulus die Korinther: „Der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Denn ein Brot ist's, so sind wir viele ein Leib, weil wir alle eines Brotes teilhaftig sind.“ (1. Kor. 10, 16 f).

Es sind ungeheure Bilder und Vorstellungen, die der Apostel verwendet. Wir merken gleich, hier ist die Grenze zwischen der sichtbaren und erfahrbaren Gemeinschaft und einer großen überzeitlichen und überräumlichen Gemeinschaft fließend. Auf der einen Seite ist es die konkrete Gemeinde, in der getauft wird und das Abendmahl gefeiert wird. Es ist die konkrete Gemeinde, in der Menschen sich real begegnen, die den Leib Christi bildet. Es muss nicht unbedingt die Ortsgemeinde, die Parochie sein, aber auf jeden Fall die Gemeinde derer, die sich als Brüder und Schwestern erfahren. Die Menschen erfahren den anwesenden Christus in einer konkreten Gemeinde. Gerade und nur so wird Christus konkret. Durch die Taufe und durch das Abendmahl wird eine Gemeinschaft von Menschen als Leib Christi definiert. Er selbst ist in dem Wort und in dem Sozialgeschehen dieser Gemeinschaft präsent. Der Leib Christi hat mancherlei Gestalten. Zu Recht sagt unsere Kirchenordnung, die in ihrer ersten Fassung unter der Verantwortung von Bischof Karl von Scheven entstanden ist: „Wo sich Menschen im Glauben um Gottes Wort und Sakrament sammeln, ist die Gemeinde Jesu Christi: in der örtlichen Kirchengemeinde ebenso wie in den übergreifenden Bereichen des Kirchenkreises, der Pommerschen Evangelischen Kirche, der Gesamtkirche und in den Werken der Diakonie und Mission sowie in den übrigen Werken der kirchlichen Arbeit. Sie

alle leben von der einen Gabe und stehen in dem einen Dienst, den sie mit den Mitteln erfüllen, die ihrer besonderen Aufgabe entsprechen.“ (KO § 2)

Jede örtliche Gemeinde bildet sich aus der Tischgemeinschaft mit dem sich für sie in den Tod dahingebenden Jesus und so wird aus vielen Einzelnen etwas gemeinsam Neues. Diese neue Gemeinschaft ist nicht nur eine Gemeinschaft der körperlosen Ideen, sondern im konkreten Miteinander erfahrbar. Sie lebt aus dem gegenseitigen Nehmen und Geben. Sie ist ein gegliederter Organismus, in dem unterschiedliche Menschen sich ergänzen.

Natürlich weiß ich um den großen Unterschied von Theorie und Praxis auch an dieser Stelle. Aber nur zu unserem eigenen Schaden leben wir häufig nicht aus den Kräften, die Paulus hier benennt. Sprich heute nur einmal einen Pfarrer, bei dem dir das eine oder andere aufgefallen ist, auf seine Ehe an. Aus vielen Beispielen weiß ich, wie ungemein problematisch gerade dieses Feld ist. Wenn wir im Konsistorium davon hören, oder etwa ich als Bischof davon erfahre, ist es meistens schon zu spät. Tritt aber der seltene Fall ein, dass einem im Vorfeld schon bestimmte Dinge auffallen und ich das Gespräch suche, empfinden die Meisten das als ein unangemessenes Einmischen in ihre Intimsphäre, auf der sie auch als Pfarrerin oder Pfarrer zu Recht bestehen. Wo aber wird in diesen Dingen das lebendige Beziehungsgeflecht und die gegenseitige Anteilnahme am Leibe Christi wirklich deutlich?

Gott beruft Menschen in seine Kirche, um in diese Welt hinein zu wirken. Das dürfen wir nie aus dem Blick gewinnen. Die Gemeinde ist nicht für sich da, sie ist keine Kuschelkirche, in der man sich nur alleine wohl fühlen kann und soll. Genau das ist ja der Grundgedanke, dass der unsichtbare Gott in dieser Welt den Körper Christi als seinen Wohn- und Wirkungsort angenommen hat und dieser Körper Christi heute in der Gemeinde weiter existiert. Dietrich Bonhoeffer hat am Ende seines großartigen Buches „Nachfolge“ gesagt: „Das Leben Jesu Christi ist auf dieser Erde noch nicht zu Ende gebracht. Christus lebt es weiter in dem Leben seiner Nachfolger.“ (281) Das Leben Jesu Christi unter uns und in dieser Welt ist kein Gedanke, sondern ein Körper, eine Körperschaft. Schon mit dieser Grundbewegung ist alle Selbstgenügsamkeit durchstoßen. Die Kirche ist dafür da, um in die Öffentlichkeit und über ihre eigenen Grenzen hinaus zu wirken. Aber die zu diesem Dienst fähige Kirche – auch das muss mit allem Nachdruck gesagt werden – ist die Gemeindegemeinde. In einer konkreten Gemeinde wird geglaubt, geliebt und gehofft. Weil Gott seinen Geist einem jeden Glied seiner Gemeinde schenkt, deswegen lebt die Kirche. Indem der eine Geist Gottes jeden Christen begabt, wird die Gemeinde insgesamt fähig, die ihr übertragenen Dienste oder Aufgaben zu tun. Mit den Gaben oder Charismen, die der Geist schenkt, hat die Gemeinde die notwendigen Begabungen, um ihre Aufgaben zu erledigen.

Warum fehlen dann aber heute offensichtlich weithin die Menschen, mit den Gaben und Begabungen, die unsere Gemeinde aufleben lassen? Die beste Antwort auf diese Frage finden wir ebenfalls bei Dietrich Bonhoeffer: „Eine Gemeinschaft, die es zulässt, dass ungenutzte Glieder da sind, wird an diesen zu Grunde gehen.“ (Gemeinsames Leben, 1976, 80). Das Problem der großen, unüberschaubaren Gemeinden in der Volkskirche sind die über Jahrhunderte ungenutzten Gaben ihrer Glieder. Die vom Geist begabte Gemeinde, die charismatische Gemeinde, baut sich selbst auf. Dagegen haben ungenutzte Glieder eine Gefahr. Sie werden starr und unbeweglich, schließlich können sie sogar absterben. M.E. liegt hier die eigentliche Krise unserer Kirche: Pfarrer, Kantoren und Küster und ein kleiner Kreis kirchlicher Expertinnen und Experten haben Jahrhunderte lang mit viel persönlicher Mühe Kirche veranstaltet. Viele andere, die auch in diesen Jahrhunderten mit ihren kleinen und großen Gaben da waren, konnten sie in unserer Kirche nicht zur Geltung bringen. Das hat in langer Zeit eine Konsumentenhaltung in unseren Gemeinden befördert. Ich könnte Ihnen eine Reihe von Beispielen erzählen, die die Absurdität unserer Situation gut zeigen. Da zieht ein bisheriger leitender Manager in eine Gemeinde, um dort jetzt seinen Ruhestand zu verleben. Er stellt sich beim Pfarrer vor und fragt, ob es Möglichkeiten gäbe, in dieser

Gemeinde mitzuarbeiten. Der Pfarrer will darüber nachdenken. Er wird zwei- dreimal daran erinnert, aber niemals fällt ihm etwas ein, wo dieser höchst begabte und noch sehr rüstige Mann seine Gaben einsetzen könnte. Schließlich meldet er sich bei diesem Manager im Ruhestand und schlägt ihm vor, in einem entlegenen Gemeindebezirk Gemeindebriefe auszutragen.

Aus anderen Gemeinden sind mir auch Antworten bekannt, wie: „Ach danke für ihr freundliches Angebot. Aber eigentlich sind bei uns alle Aufgaben verteilt. Das Notwendige wird bereits erledigt.“ Wenn kirchliche Mitarbeitende so reden, nehmen sie die Wirkung des Geistes Gottes unter uns nicht wahr. Dadurch stirbt die Kirche als lebendiger Organismus ab. Die Kirche, die die Pfarrer/innen und die kirchlichen Mitarbeiter veranstalten, ist das Gegenteil der Gemeindekirche. Paulus geht sogar noch einen Schritt weiter. Er nennt die Begabung jedes Einzelnen durch den Geist Gottes eine Offenbarung. Es ist eben der Anteil am Herrn und der Einblick in seinen Willen, wenn Gott Menschen mit einer bestimmten Fähigkeit begabt. Und er geht davon aus: Jede und Jeder in unseren Gemeinden hat diese Begabung. Es gibt in unseren Gemeinden keinen unbegabten Menschen. Wir müssen nur entdecken, wozu die Einzelnen begabt sind, was sie zum Wohle der Gemeinschaft einbringen können. Der Geist will sich Jedermann offenbaren und zwar so, dass alle dadurch einen gegenseitigen Vorteil haben.

Ich darf Sie hier auch persönlich anreden. Sie haben einen Dienst der Mitarbeit übernommen. Diesen Dienst gilt es nun in Treue dem Auftraggeber gegenüber – und das ist nach unserem Bibeltext Jesus Christus, der Herr – auszuführen. Was ist das für ein Amt?

Nein, auch für unsere Kirche gibt es kein Untergangsszenarium. Aber es wird viel, vielleicht alles davon abhängen, ob wir beginnen, Gaben zu entdecken. Dadurch dass Jeder und Jede dem ihm oder ihr verliehenen Geist nutzt, beginnt der ganze Leib Christi wieder zu leben. Das ist eine charismatische Gemeinde, eine von Gott begabte und begnadete Gemeinde, in der Jede und Jeder eine Aufgabe zum Wohl aller übernimmt.

Die Gemeinde als Leib Christi, der sich selber aufbaut (vgl. 1. Kor. 12; Röm. 12, Eph. 4) ist für mich eine solche Vision. Um zu einer Gemeindekirche zu werden, wird sich zu allererst unsere Grundeinstellung zur Kirche wandeln müssen. Wir alle sind aufgewachsen mit einer Einstellung zu Kirche, die am ehesten einem Mutter-Kind-Verhältnis entspricht. Dabei ist die Kirche unsere Mutter, die gut für uns sorgt und unsere religiösen Bedürfnisse befriedigt. Sie ist da, wenn wir sie brauchen. Aber sie erlaubt ihren Kindern ihr ganzes Leben nicht, erwachsen zu werden. So müssen wir christlich Abschied nehmen von der Mutter Kirche und uns zu einem Verständnis der Kirche als Gemeindekirche und als Tochter verändern. Mit einem Selbstverständnis als Tochter-Gemeinde wissen die Gemeindeglieder, dass, wenn sie sich nicht um ihre Gemeinde kümmern, wie sich gute Eltern um ihre Tochter kümmern, die Gemeinde untergehen wird. Die Gemeindeglieder wissen, dass kein Pfarrer auf Dauer die Präsenz einer institutionalisierten Kirche in ihrem Dorf garantiert, wenn sie es nicht selber tun. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie weit wir noch von einem solchen veränderten Gemeinde- und Kirchenverständnis entfernt sind. Ich habe solch selbständiges und reifes Gemeindebewusstsein bei einer Reihe von Gemeinden in den Vereinigten Staaten kennen gelernt. Ich wünsche mir für meine Kirche, dass auch unter uns möglichst viele Gemeinden diese Mündigkeit und dieses Selbstbewusstsein entwickeln.

Die Interpretation unseres geläufigen Gemeindeverständnisses als ein Verständnis von „Mutter-Kirche“ im Unterschied zu einem „Tochter-Gemeinde-Verständnis“ habe ich mir schenken lassen von unserem Konsistorialrat Hans-Ulrich Keßler. Er hat auch die Definition für eine funktionierende Kirche entwickelt. Er sagt: Eine Kirche ist dann gut und effektiv, wenn sie so viele Gelegenheiten wie möglich für so viele Menschen wie möglich bereit hält, in ihrem Glauben erwachsen zu werden.

Am Anfang eines Verwandlungsprozesses unserer Kirche sollten wir uns darum folgende Fragen stellen:

Welche Projekte, Veranstaltungen und Aufgaben unterstützen die Entwicklung eines reifen Glaubens? Welche Projekte und Strukturen schaffen so viele Gelegenheiten wie möglich für eine breit angelegte Teilhabe?

Als Bischof habe ich meine eigene Antwort auf diese Fragen. Ich träume von einer Gemeindekirche, in der Gemeinden Glaube, Liebe und Hoffnung leben. Ich träume von einer Gemeinde, die nicht durch absurde Alternativen blockiert ist – wie der Bezeugung des Evangeliums durch das Wort oder durch die Tat. Ich träume von einer Kirche, in der Wort und Tat sich gegenseitig interpretieren und sich gegenseitig glaubwürdig machen. Ich träume von einer Kirche mit einem Sinn für Gemeinschaft, von gemeinsamem Leben, das das Leben ihrer Mitglieder prägt. Ich träume von einer Kirche, in der Gemeinden Orte sind, an denen die, die verletzt sind an Leib, Seele und Geist, geheilt werden.

Die Kirche hat nicht dieses oder jenes zu tun, sie hat nicht jedes Alotria zu treiben oder die Dinge zu machen, die auch andere tun können, sondern sie soll Gemeinde aufbauen. Diese Gemeinde findet sich allerdings nicht nur in den Parochien vor Ort, sondern auch am so genannten „anderen Ort“.

Entscheidend wird in Zukunft sein: Wissen wir, wofür wir als Kirche da sind und spiegeln wir die Gewissheit über den Sinn unserer Existenz auch in unsere Gesellschaft? Ich schlage vor, dass wir unsere Arbeit konzentrieren und etwa nach folgendem Mission-Statement ausrichten:

„Die Evangelische Kirche will den Menschen in unserem Land, auch den gott- und kirchenfernen, in Wort und Tat die Gute Nachricht weitergeben, dass Gott sie liebt und er sie zu Nachfolgern Jesu Christi machen will.“

Alles, was nicht mit diesem Auftrag zu tun hat, können wir dann, wenn es sein muss, auch lassen. Um Jesu Willen dürfen wir allerdings diesen Auftrag nicht versäumen. Dann werden wir Gott nicht auf die Nerven fallen.